



## „Meine Zeit sehr bewusst gelebt“

Zum 100. Geburtstag ein Gespräch mit Pastor i.R. Hans von Seggern



## Erinnerung ohne Wert?

Professorin Dagmar Freist über die Bedeutung von Gedenktagen



# Bleibt alles anders

Wendepunkte im Leben, in der Kirche und in der Gesellschaft

# 125 Jahre Diakonissenhaus im Oldenburger Land

Hauben abgesetzt, die Motivation behalten und Wissen weiter gegeben

Dienst in den Gemeinden, Pflege von Minderbemittelten und Nachwuchserwerbungen standen bei der Gründung des Oldenburgischen Diakonissenhauses im Vordergrund. Diakonissen arbeiteten mit Pastoren zusammen, damit leibliche Fürsorge und Seelsorge Hand in Hand gingen. Die Arbeits- und Lebensbedingungen, die das Diakonissenmutterhaus jungen Frauen bot, waren offensichtlich attraktiv, denn die Zahl der Frauen, die in der Oldenburgischen Kirche an den verschiedensten Stellen Dienst taten, nahm stetig zu.

Im Jubiläumsjahr haben die Diakonissen längst ihre Hauben abgesetzt. Eine diakonische Gemeinschaft führt das geistliche Erbe fort. Viele soziale Berufe und besonders Pflegekräfte verschiedenster Art profitieren von der innovativen Kraft der Diakonissen.

Neben der Kranken- und Altenpflege engagierten sich Diakonissen in der Ausbildung des eigenen Nachwuchses.

Eine der Wirkungsstätten, das Alten- und Pflegeheim Friedas-Frieden-Stift, betreut heute mehr Menschen als früher. Die Heimat der Oldenburgischen Diakonissen, das Mutterhaus am Philosophenweg, dient jetzt dem Oberkirchenrat als Verwaltungsgebäude.

Die Diakonissen verbringen heute im neu errichteten Mutterhaus am Botanischen Garten mit anderen alten Menschen ihren Lebensabend. Zusammen mit den diakonischen Schwestern und Brüdern bewahren sie eine lange Tradition und prägen den besonderen Charakter des Geländes.

Gefragt nach der Motivation für ihren Beruf, antworten die heutigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ebenso wie die Diakonissen einst, für die Menschen da sein zu wollen, die Unterstützung und Hilfe erhoffen.



## ELISABETHSTIFT

Oldenburgisches Diakonissenhaus



Im April dieses Jahres wird Pastor i.R. Hans von Seggern 100 Jahre alt. Im Gespräch mit Uwe Haring berichtet er über Wendepunkte in Leben und Gesellschaft, über markante Daten und deren Bewertung aus heutiger Sicht.  
**Mehr auf den Folgeseiten**

Einen großen Wandel erlebte in den letzten 100 Jahren die Wilhelmshavener Christus- und Garnisonkirche. Aus einer Marinekirche wurde ein „gottesdienstliches Militärmuseum“, später ein Gedenkort und schließlich eine Citykirche mit neuen Gottesdienstformen.  
**Mehr auf Seite 9**



In Trauerprozessen sind Gedenktage eine große Herausforderung. Dabei können individuell entwickelte Rituale hilfreich und tröstlich sein, schreibt die Familientherapeutin und Trauerbegleiterin Cordelia Wach, die für die Stiftung Evangelischer Hospizdienst tätig ist.  
**Mehr auf Seite 11**



## Editorial



Liebe Leserinnen, liebe Leser, in diesem Jahr begehen wir zahlreiche Gedenktage:

100 Jahre Beginn des Ersten Weltkriegs, 75 Jahre Beginn des Zweiten Weltkriegs, 60 Jahre bzw. 50 Jahre Freiwilligendienste, 25 Jahre Fall des „Eisernen Vorhangs“ zwischen Ost und West. Weitere ließen sich hinzufügen.

In dieser Ausgabe von „horizont E“ wollen wir uns diesen historischen Daten aus einer eher persönlichen Sichtweise nähern. In Anlehnung an den Song „Bleibt alles anders“ von Herbert Grönemeyer geht es um Wendepunkte im persönlichen Leben, in Kirche und Gesellschaft.

So lässt uns Pastor i.R. Hans von Seggern kurz vor seinem 100. Geburtstag Anteil haben an einem Rückblick auf sein Leben. Menschen schildern, was ihr Leben verändert hat. Autorinnen und Autoren zeigen Wege auf für den persönlichen Umgang mit Gedenktagen. Aber auch Wendepunkte in der oldenburgischen Kirche werden beleuchtet und hinterfragt. Im Namen des Redaktionsteams wünsche ich Ihnen viele Anregungen für Ihren persönlichen Umgang mit Gedenktagen in diesem Jahr. Und bitte „wenden“ Sie das Magazin in der Mitte.

Ihr Dirk-Michael Grötzsch

## Aus dem Inhalt

Im Gespräch	Seite 04
Das hat mein Leben verändert	Seite 07
Den Raum der Kirche neu füllen	Seite 09
Alles schon Geschichte?	Seite 10
Sind Gedenktage nützlich?	Seite 11
Ersehnt, aber nicht ungefährlich	Seite 14
Wenn der Pastor hinschmeißt	Seite 16
Eine Profilbildung ist geboten	Seite 18
„Ja, das ist jetzt unser Zuhause“	Seite 20
An(ge)dacht	Seite 22

## Impressum



„horizont E“ ist das Magazin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg. Es erscheint viermal pro Jahr im Einzugsgebiet der oldenburgischen Kirche.

Herausgeber:

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg

Mitarbeit:

Michael Braun, Anke Brockmeyer, Dirk-Michael Grötzsch, Uwe Haring, Annette Kellin, Hans-Werner Kögel, Annette-Christine Lenk, Frank Morgenstern, Ute Packmohr, Rolf Schäfer, Cordelia Wach und Jürgen Westerhoff

Bildnachweise:

blogs.taz.de, Breaker's Block/breakerxvii, Anke Brockmeyer, Sabine Brüning, Uwe Bumann/Fotolia, Christus- und Garnisonkirche Gemeindecarchiv, foto.fritz/Fotolia, Fotostudio Rensen, frische Luft/GNU, Dirk-Michael Grötzsch, Uwe Haring, Isensee Verlagsarchiv, Annette Kellin, Hans-Werner Kögel, Waldemar Milz/Fotolia, RWTH Aachen, Jan Schuler/Fotolia, Nicole Staubach, Svenja98/Fotolia sowie Privatfotos und public domains

Gestaltung/Produktion:

Andrea Horn, Hannover, Lutherisches Verlagshaus GmbH, Hannover

Anschrift:

„horizont E“  
Philosophenweg 1  
26121 Oldenburg,

E-Mail:  
presse@kirche-oldenburg.de  
www.kirche-oldenburg.de

Druck:

Sachsendruck Plauen GmbH

Diese Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden.

# „Meine Zeit sehr bewusst gelebt“

Pastor i.R. Hans von Seggern über die vielen Wendepunkte in Leben und Gesellschaft

Morgens die Schulbank gedrückt, letzte Arbeit fürs Abitur. Mathematik. Nachmittags dann Schlittschuhlaufen mit Freundin auf der Hunte. Länger als 80 Jahre ist das her. Warum Hans von Seggern sich trotzdem an genau diesen Wintertag erinnern kann? Es ist der 30. Januar 1933. Adolf Hitler wird als Reichskanzler vereidigt. Ein Wendepunkt in der deutschen Geschichte.

War dieser Montag damit zugleich ein Wendepunkt im Leben des 18-jährigen Oldenburger? Mitnichten. Hans von Seggern bewertet das Datum rückblickend zwar als „verhängnisvoll“, doch „dessen Bedeutung habe ich erst sehr viel später registriert“. Ein Gespräch mit dem fast 100-jährigen Pastor i.R. über Wendepunkte, über markante Daten und deren Bewertung aus heutiger Sicht.

Es gibt nicht mehr viele Zeitzeugen, die sich an den Ersten Weltkrieg erinnern können. Hans von Seggern kann es. Er kam am 24. April 1914 zur Welt, also im Deutschen Kaiserreich. Und an den Krieg, der ein Vierteljahr nach seiner Geburt mit dem Attentat von Sarajevo begann, hat er zumindest eine Erinnerung: „Das Dröhnen der Zeppeline über Oldenburg auf dem Weg von Ahlhorn nach London.“

Zwei Kriege, das Kämpfen und das Versöhnen der Völker, der Aufbau eines friedlichen Europas – Licht und Schatten der Geschichte Deutschlands modellieren auch das Bild vom langen Leben des Hans von Seggern. Aber sind Wendepunkte des Weltgeschehens damit auch Wendepunkte in seiner eigenen Biografie?

Einerseits wohl kaum und schon gar nicht per se. Als Christ weiß er um „die Führung durch Gott“ und glaubt nicht an die Macht des Kalenders. Andererseits hat natürlich der deutsche Zeitenlauf viele Weichen seines Lebenswegs gestellt. Dennoch: „Ich nehme mein Leben, so wie es gewesen ist, aus Gottes Hand und habe

einen guten Platz gehabt, mein Leben zu gestalten.“

Das Fazit fällt also positiv aus und dankbar. Hans von Seggern schaut auf sein Leben, „das ich rückblickend als wohlgeordnet empfinde“. Wäre es in einer anderen Epoche besser oder schlechter verlaufen? Hätte er lieber früher oder später gelebt? Nein. „Mein Leben und meine Zeit habe ich sehr bewusst gelebt.“

Natürlich hatte der lebensfrohe Abiturient Pläne und Ziele: „Ursprünglich wollte ich Diplomat werden.“ Kein Gedanke daran, dass die Machtergreifung der Nazis am Tag seiner Mathe-Prüfung ein Wendepunkt sein könnte? „Wir waren doch an häufige Kanzlerwechsel gewöhnt.“ Der Geist seiner Schule sei durchweg deutsch-national gewesen. „Von Hitler hielten wir nichts und meinten, er würde schnell seine Unfähigkeit beweisen, und die Ernennung sei ein Trick, ihn loszuwerden.“

Also zog von Seggern 1933 zum Jurastudium nach Heidelberg. „Doch nach zwei Jahren stellte sich heraus, dass mein Jahrgang 1914 mein weiteres Leben bestimmen würde.“ Der Wendepunkt für eine ganze Generation. Studium aufgeben, Arbeitsdienst, Militär. Der junge Oldenburger wurde zum Offizier ausgebildet, später war er Chef einer Kradschützenkompanie.

„Dass ich zunächst unverwundet aus unseren doch sehr gefährlichen Aufgaben herauskam, wurde von meinen Landsnern so quittiert, dass sie sagten: Dem Chef passiert nichts, das soll so sein.“ Aber dann passierte es doch – womöglich ein Wendepunkt. Der Offizier wurde schwer verwundet, kam ins Lazarett. „Ein halbes Jahr zwischen Leben und Tod, was auch mein weiteres Leben sehr beeinflusst hat.“

Doch seine Militärlaufbahn war damit keineswegs beendet. Hans von Seggern wurde Taktiklehrer, hielt Unterricht und machte sogar noch die Ausbildung für

den Generalstab. „Dann kam der Kriegschluss mit einem Ereignis, das ich nie vergessen habe.“ Der Major i.G. „hörte im Süden von Württemberg ein wildes Geschieße“ und dachte, „das ist wohl der Siegesjubel der Amerikaner und Franzosen, die uns gegenüber lagen“.

Was nun? Rein in eine Gastwirtschaft und unter Lebensgefahr das Radio eingestellt. Den Schweizer Sender Beromünster. Gesendet wurde Orgelspiel. „Und da ich einen sehr guten Religionsunterricht gehabt hatte, wusste ich auch, was die da eine Stunde und zig Strophen lang spielten: Wach auf, wach auf, Du deutsches Land, Du hast genug geschlafen.“ Hans von Seggern stempelte seinen Soldaten einen Ausweis und schickte sie auf den Heimweg. Und sich selbst auch.

Erst zu Fuß, dann mit dem Rad vom Süden des besiegten Deutschlands bis nach Oldenburg. Kurz nach Pfingsten 1945 kam er an, gerade hatte seine Frau das zweite Kind bekommen. Nach kaum einem Monat daheim „kam ein Bauer, der mir sagte, dass ein Amerikaner nach mir gesucht hat – ich sollte festgenommen werden“. Verschwinden, untertauchen? Nicht Hans von Seggern. „Ich sagte zu meiner Frau: Das hilft alles nichts, ich muss jetzt in Gefangenschaft gehen. Das kann zwei Jahre dauern.“

Er kam ins Lager nach Belgien, war unter den Generalstabsoffizieren einer der jüngsten. Und wieder gab es einen Tag, der später als Wendepunkt gedeutet werden konnte. Am ersten Sonntag in Gefangenschaft „musste doch irgendetwas passieren“, dachte von Seggern. Wenn schon kein Gottesdienst, dann doch eine Stunde der Besinnung. „Dank meiner Schulbildung habe ich von Franziskus erzählt und von den Wundern von Gottes Führung in dieser ganzen Welt, die heute noch nicht am Ende sei.“

Die Bibel war in der tatsächlich zweijährigen Gefangenschaft das einzige Buch,

das von Seggern zu lesen bekam. „Dass ich so bewusster Christ wurde und dass das mein weiteres Leben so geprägt hat, ist ein unverdientes Geschenk von oben.“ Und ein Wendepunkt.

Die Rückkehr nach Oldenburg war bei aller Freude über das Wiedersehen getrübt, viele Angehörige hatten den Krieg nicht überlebt. An eine Zukunft als Jurist und Diplomat war nicht zu denken. „Als Lehrling und künftiger Erbe des Betriebs“ stieg von Seggern in die Reisebüros des Vaters ein.

Abends ging von Seggern zur Bibelarbeit. „Das war eine Arbeitsgemeinschaft mit 100 Leuten – darunter auch die Intellektuellen Oldenburgs.“ So lernte er Bischof Wilhelm Stählin kennen – und der hatte eine Idee. Hans von Seggern sollte Pastor werden. Der Vater war dafür, die Mutter dagegen. Und was sagte seine Frau? „Ich hab‘ keinen Pfarrer geheiratet, damit kann ich mich nicht befreunden.“ Sie erbat sich Bedenkzeit.

„An meinem 34. Geburtstag trat meine Frau an mein Bett und sagte: So – ich präsentier‘ Dir Dein drittes Kind als Geburtstagsgeschenk. Sonst gibt’s nichts. Aber ich hab‘ mir auch was überlegt: Ich bin einverstanden, dass Du Theologie studierst und Pfarrer wirst. Nur eine Bedingung: Du musst mir sagen, wovon wir leben sollen.“ Der 24. April 1948 als Wendepunkt.

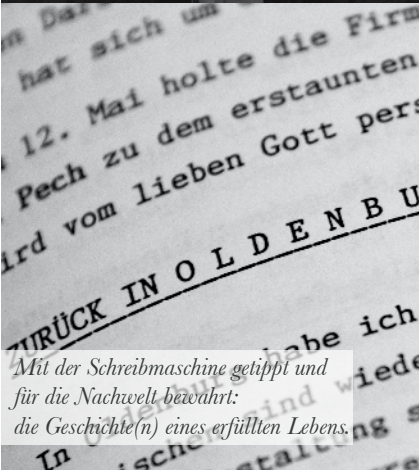
„Da hab‘ ich gesagt – und das war auch die Wende für sie: Leni, Du kennst den Glauben und die Kirche und auch den 127. Psalm. Den Seinen gibt’s der Herr im Schlaf. Du musst also immer gut schlafen, dann wird’s schon irgendwie hinkommen.“ Wenn von Seggern das erzählt, lacht er nur kurz. Denn „hinterher habe ich mich geschämt, dass ich so salopp geredet hatte. Denn sie hat eine große Last zu tragen gehabt, das Schifflein am Schwimmen zu halten“. Doch die Wende war eingeleitet.

Erst blieb von Seggern im Reisebüro, aber nebenher lernte er Griechisch. Dann ging er nach Bethel und später nach Heidelberg – wo er schon vor dem Krieg Jura studiert hatte. „Nach dem ‚Tausendjährigen Reich‘ war ich immer noch Student in Heidelberg.“





*Friedensdienst in Talar und Uniform: die Einführung des Militärseelsorgers Hans von Seggern (links) 1959.*



*Mit der Schreibmaschine getippt und für die Nachwelt bewahrt: die Geschichte(n) eines erfüllten Lebens.*



Sein Vikariat absolvierte er in Westerstede, das erste Examen bestand er mit „Vorzüglich“. Dann wirkte er in dieser Gemeinde für sieben Jahre als Pfarrer. Als er 1958 von einer Reise mit Jugendlichen nach England zurückkehrte, lag ein Brief aus Bonn auf dem Tisch – mit einer Berufung als Militärseelsorger nach Fontainebleau bei Paris.

Wieder ein Wendepunkt, dem noch das Ausrufezeichen fehlte. Das folgte sofort bei einem Ausflug am Hochzeitstag. Zufällig traf die Familie mit inzwischen vier Kindern Bischof Gerhard Jacobi. „„Einem solchen Ruf darf man sich nicht versagen“, sagte der Bischof. „Und wenn es Ihnen nicht gefällt, dann hole ich Sie zurück.““ Leni von Seggern willigte ein, also ging es im Spätherbst 1958 nach Frankreich.

In Fontainebleau war der deutsche General Hans Speidel Oberbefehlshaber der alliierten Landstreitkräfte in Mitteleuropa. Hans von Seggern betreute 2.000 Deutsche, er unterrichtete 500 Kinder in Religion und als Konfirmanden. Dann starb 1963 die Pfarrersfrau an Leukämie und wurde in Westerstede beigesetzt. Ein mehr als trauriger Wendepunkt im Leben des Vaters von vier Kindern.

Als Hilfe für den Haushalt in Frankreich kam die gelernte Krankenschwester Anne aus Oldenburg. Doch eine neue Frau auch fürs Herz lernte Hans von Seggern in Westerstede kennen. Die Pastorin aus Westfalen und der Oldenburger mit Dienstsitz in Fontainebleau heirateten 1964, sie bekamen zwei Söhne. Nach zuletzt zehn Jahren als theologischer Referent im Evangelischen Kirchenamt der Militärseelsorge in Bonn wollte Hans von Seggern 1976 in den Ruhestand gehen. Eigentlich. Stattdessen mal wieder ein unerwarteter Wendepunkt.

Zwei Pfarrstellen in Oldenburg waren frei, der 62-Jährige nahm die im Bezirk Ehnern an. „Meine Frau Irmgard war begeistert, dass sie nochmal Pfarrfrau werden konnte.“ Sie zogen ins Pfarrhaus und hatten „sieben Jahre eine schöne Arbeit in einer großen Gemeinde“ um den Gertrudfriedhof. Über den gibt es ein Buch, an dem von Seggern mitgewirkt hat. Und die von ihm erdachte Friedhofs-führung lebt noch heute.

Ein bald 100-jähriges Leben voller Wendepunkte. Jura und Reisebüro sollten es dann doch nicht sein, Kirchendienst und Militärseelsorge prägten das berufliche Leben des Hans von Seggern. Und das der Deutschen? „Es war ein schwieriges Jahrhundert“, bilanziert der Zeitzeuge. „Wir haben die volle Ladung abbekommen.“

Hans von Seggern bewertet mittlerweile sein Geburtsjahr 1914 als Einbruch in der Weltgeschichte: „Solche Art von Krieg gab es bis dahin nicht. Man wundert sich auch nachträglich, wenn man das so im ruhigen Sessel lesend überlegt, warum die das so lange durchgehalten haben. Erstaunlich – aber das sind die Folgen der eingefahrenen Gleise.“

Und das Dritte Reich? Die Nazizeit erklärt der 99-Jährige „nicht als Ereignis unserer Geschichte“. Vielmehr sei sie „eine Schreckensepisode, wo allerdings auch unsere Mängel eine Rolle gespielt haben“. Nämlich „dieses etwas selbstverständliche Vertrauen zur Obrigkeit und dieses Heimweh nach der glanzvollen Darstellung des Hohenzollernreichs“. Doch „von den Soldaten im Krieg, von den Generälen hab' ich keinen erlebt, der das Tausendjährige Reich oder Hitler gepriesen hätte“.

Wenn von Seggern bei einer Tasse Tee detailreich und humorvoll aus seinem Leben erzählt, wenn er zwischen seinen Bücherregalen sitzt und reflektiert, wenn er den Blick vom selbst Erlebten auf das große Ganze richtet und seine eigenen Entscheidungen einordnet – dann fällt es dennoch schwer, die tatsächliche Bedeutung von Wendepunkten für seinen Werdegang zu ermessen. Hans von Seggern hat sich als Schüler mit Napoleon, Stein und Scharnhorst befasst. Er hat mit Generalfeldmarschall Rommel über Hitler gesprochen und häufig über „das Versagen der deutschen Eliten“ sinniert. Und über das missglückte Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944. „Wir haben viel gelernt, es haben viele nachgedacht über ihr Leben, und deren Bücher sind ja auch gut verkauft worden.“ Aber letztlich bleibt für Hans von Seggern nur eine Erkenntnis: Wendepunkte mag es geben zuhauf, doch Gottes Wille bestimmt Richtung und Weg.

*Uwe Haring*

# Das hat mein Leben verändert

Wendepunkte beim Freiwilligen Sozialen Jahr / Diakonischen Jahr

„Es war das Beste, was mir passieren konnte“, sagt Altagracia Rodriguez-Schipper. Sie strahlt, wenn sie an ihr Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) erinnert wird. Die 30-Jährige aus Santo Domingo in der Dominikanischen Republik hat durch ihren freiwilligen Einsatz weit mehr erreicht als „nur“ die Sicherheit in der Berufswahl, ihr ist auch ein großer Schritt zur Integration in Deutschland gelungen. „Das FSJ hat in meinem Leben wirklich eine Wende bewirkt“, erzählt sie.

Altagracia Rodriguez-Schipper, die heute sehr gut Deutsch spricht, erinnert sich an sehr turbulente Zeiten: „Ich war 20, als ich zu Hause in Santo Domingo meinen jetzigen Mann kennenlernte. Er war Deutscher, machte dort Urlaub, ich arbeitete in einem Hotel. Ich hatte zwar mein Abitur gemacht, aber es ist teuer, in der Dominikanischen Republik zu studieren, man wird vom Staat nicht unterstützt. Also arbeitete ich, wo es gerade etwas gab, um zu leben. Als ich meinem Mann begegnet war, hatten wir nach seinem Urlaub erst einmal viel Kontakt über das Internet, damit wir uns richtig kennenlernen. Die Verständigung klappte auf Englisch ganz gut. Als wir uns sicher waren, dass wir zusammengehören, bin ich nach Oldenburg gekommen. Mich hat die Liebe gezogen, aber für meine Mutter war es ein sehr schwerer Tag. Heute ist es in Ordnung, denn sie weiß ja, dass ich glücklich bin.“

Als ich in Oldenburg ankam, habe ich gleich am nächsten Tag mit einem Deutschkurs begonnen. Mein Mann hatte das schon organisiert, weil uns beiden klar war, dass ich nur glücklich werden könnte, wenn ich die Sprache lerne. Ein ganzes Jahr lang habe ich viel Zeit damit verbracht, Deutsch zu lernen. Dann war mir aber auch wichtig, eine Ausbildung zu machen. Ich habe sehr viele Bewerbungen geschrieben, mir sehr viel Mühe gegeben. Doch es gab immer nur Absagen, ich habe einfach keine Chance bekommen.

Mein Mann hat mich immer unterstützt, doch es war schon sehr deprimierend. Ich habe mir dann einen Job besorgt, ich war Verkäuferin in einer Bäckerei. Das war damals eine geringfügige Beschäftigung. Schon in dieser Zeit hatte ich die Idee, dass ich gerne in der Pflege arbeiten würde. Darüber habe ich auch mit meiner Kollegin im Job gesprochen, Anne Lampe, die Tochter von Theo Lampe vom Diakonischen Werk. Und das war mein Glück, denn Anne hat mir vom FSJ erzählt und dass ich da mal ausprobieren könnte, ob ein Pflegeberuf wirklich das Richtige für mich ist.

Ich habe dann mit Annes Vater gesprochen und der hatte auch gleich etwas für mich. Jemand anderes hatte im Evangelischen Krankenhaus in Oldenburg sein FSJ abgebrochen, weil er doch noch einen Studienplatz bekommen hatte. Ein Glück für mich, ich konnte sofort die Stelle übernehmen.

Es war wirklich toll, dass das gleich geklappt hat, noch dazu an einem Platz, den ich mir so sehr gewünscht hatte. Dort wurde mir dann auch klar, dass ich

in der Kinderpflege arbeiten möchte, was ich heute auch tue.

Noch bevor das FSJ zu Ende war, habe ich eine Ausbildungsstelle in den Städtischen Kliniken angeboten bekommen. Dabei hat das FSJ eine wichtige Rolle gespielt. In den Städtischen Kliniken waren sie ganz begeistert davon. Sie meinten, bei FSJlern könnten sie sicher sein, dass der Bewerber genau weiß, was auf ihn zukommt, und die Ausbildung auch durchhält. Heute bin ich examinierte Gesundheits- und Kinderkrankenpflegerin und bin total glücklich. Das FSJ hat mir den Weg zu meinem Traumberuf geebnet.

Das FSJ war für mich aber noch weit mehr, ich profitiere heute noch oft davon. Damals hatte ich nur über meinen Mann Kontakte in Oldenburg. Das hat sich grundlegend verändert. Beim FSJ habe ich in den Seminaren viele Menschen kennengelernt, zu denen ich immer noch Kontakt habe. Das hat mir bei der Integration sehr geholfen. Außerdem habe ich viele Methoden kennengelernt, ich wusste nicht, wie man sich bewirbt oder wie

## Freiwilligendienste – eine Erfolgsgeschichte

2014 feiern wir 60 Jahre Diakonisches Jahr und 50 Jahre Freiwilliges Soziales Jahr. Sie erzählen eine Erfolgsgeschichte. Und wir Evangelischen haben es erfunden! Wer freiwillig handelt, gibt etwas von dem zurück, das sie und er selbst geschenkt bekommen hat: Zeit, Kraft, Ideen, Besitz.

Die Gaben und Begabungen fließen ein in die Aufgaben, die sich stellen. Dabei ist Freiwilligkeit kostbar und nimmt auch Dienstgeber in die Verantwortung. Freiwilliger Dienst darf nicht auf ein ökonomisches Verständnis von Leistung und Gegenleistung reduziert werden. Schließlich gibt es eine freundliche Sympathie Gottes für Menschen, die in aller Freiheit zu Diensten stehen: Freiwillig,



Jan Janssen, Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg und der erste Beauftragte für Freiwilligendienste des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD).



Altigracia Rodríguez-Schipper

man sich beim Bewerbungsgespräch verhält. Und auch heute noch hilft mir die Selbstreflexion, die ich in den Seminaren gelernt habe, oft weiter.

Das FSJ hat auch mein Selbstbewusstsein gestärkt. Endlich gehörte ich dazu, ich wurde gebraucht und akzeptiert. Das war für mich sehr wichtig. Heute bin ich rundum glücklich, im Beruf und mit meinem Mann. Ja, ich würde alles nochmal genauso machen.“

Wenn der Diplom-Sozialarbeiter Theo Lampe und seine Kollegin, die pädagogische Mitarbeiterin Fenni Lambers, solche Geschichten hören und erleben, strahlen sie. „Wenn es so läuft, haben wir unsere Arbeit gut gemacht“, sagt Lampe. Er ist Referent für Migration und Freiwilligendienst und Leiter des Kompetenzzentrums der Diakonie im Oldenburger Land, die neben anderen Verbänden Träger des FSJ ist.

Es gehe im FSJ nicht um einen Arbeits-einsatz, der möglichst preisgünstig für die Arbeitsgeber sei, sondern vielmehr um ein Jahr, in dem ein junger Mensch die Gelegenheit erhalte, sich ganz ohne Karrieredruck auszuprobieren. „Es geht um ganzheitliche Bildung, nicht um ein Arbeitsverhältnis“, unterstreicht Lampe. Wichtig sei es, den jungen Menschen die Freiheit und Flexibilität zu erhalten.

„Wenn sie zwischendurch den gewünschten Studienplatz erhalten, können sie den selbstverständlich sofort antreten“, erklärt Lambers. Insofern sei das FSJ in einer Welt, in der es zumeist auf „höher, schneller, weiter“ ankomme, eine kleine Revolution. Die Aufgabe der Träger sei es, die jungen Menschen in jeder Hinsicht zu unterstützen und zu begleiten. Im Mittelpunkt des Freiwilligenjahres stehe immer der Teilnehmende. „Unsere Aufgabe ist es, die Freiheit der jungen Menschen zu verteidigen, die Freiwilligkeit ist oberstes Gebot“, sagt Lampe.

Bevor es das FSJ gab, das vor 50 Jahren von staatlicher Seite begründet wurde, gab es ein „Diakonisches Jahr“, das in die-

sem Jahr schon den 60. Geburtstag feiert. Entstanden war es durch einen Engpass an Mitarbeitenden im diakonischen Bereich. Die Idee, sich ein Jahr lang freiwillig und für andere einzusetzen, kam gleich gut an, es gab viele Freiwillige. Damals, so sagt Lambers, sei das sicher auch ein Wendepunkt in der Gesellschaft gewesen, die zumeist darauf baute, dass Frauen früh heirateten und keine Berufsausbildung abschlossen. Im Diakonischen Jahr lernten sie plötzlich einen Arbeitsalltag im sozialen Bereich kennen, der ihnen viel Freude machte. Schlussendlich absolvierten viele Frauen eine entsprechende Ausbildung in dem Bereich, wurden unabhängig von ihren Männern.

Auch heute noch gibt es viele Freiwillige – Jahr für Jahr sogar mehr, als Plätze angeboten werden, weiß der Sozialarbeiter Peter Tobiassen vom Evangelischen Bildungswerk Ammerland, der viele Jahre mit Wehrdienstverweigerern zu tun hatte und heute Geschäftsführer und pädagogischer Mitarbeiter im Bildungswerk ist. Dass Freiwillige abgewiesen werden, hält er für einen Skandal: „Es müsste doch möglich sein, allen Freiwilligen, die bereit sind, für ein Taschengeld zu arbeiten, auch einen Platz anzubieten. So viel müsste der Etat einfach hergeben. Erst

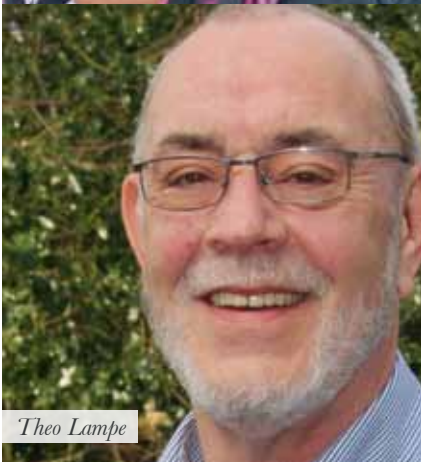
recht vor dem Hintergrund des Pflegenotstandes, der uns erwartet und zum Teil schon eingetreten ist, müssten wir doch

**„Die Gesellschaft muss umdenken, Pflege muss uns mindestens so viel wert sein wie die Reparatur des Autos.“**

jedem jungen Menschen, der Interesse an sozialer Arbeit zeigt, die Möglichkeit geben, sich einen Einblick zu verschaffen.“

Dabei dürfe es den Arbeitgebern aber nicht nur um eine günstige Arbeitskraft gehen, die mit ungeliebten Aufgaben überhäuft wird. „Heute stehen wir wieder an einem Wendepunkt: Die Gesellschaft muss umdenken, Pflege muss uns mindestens so viel wert sein wie die Reparatur des Autos. Wenn hier eine Sensibilisierung gelingt, wird auch die Politik nachfolgen und mehr Gelder für Freiwillige zur Verfügung stellen“, sagt Tobiassen.

Annette Kellin



Theo Lampe



Fenni Lambers



Peter Tobiassen



# Den Raum der Kirche neu füllen

## Der Wandel von einer Militärrkirche zu einer Citykirche

In einer so jungen Stadt wie Wilhelmshaven (1869 kommt es zur Namensgebung) ist es fast selbstverständlich, dass die Kirche von den Wendepunkten erzählt, zumal wenn man die Kirche als eine explizite Soldatenkirche plant. Als 1901 eine zivile Kirche mit dem Namen Christuskirche gebaut wird, kommt es zu einem klaren Schnitt: Die Soldaten gehen in die Marinekirche, die Zivilisten in die Christuskirche. Beide Kirchen liegen exponiert mitten im Zentrum der schnell wachsenden Stadt.

### Wendepunkt Erster Weltkrieg

Der Erste Weltkrieg hinterlässt Spuren in den Seelen der Marinestädter und auch in der Kirche. Die beiden Marinepastoren entscheiden sich dazu, die Kirche zu einem Ort der militärischen Erinnerung zu gestalten. Dies passiert zu einem Zeitpunkt, als das deutsche Militär nach Abschluss der Friedensverhandlungen keine Rolle mehr spielen soll. Die Kirche entwickelt sich zwischen den beiden Weltkriegen zu einem martialischen und gottesdienstlichen Militärmuseum. Flaggen und Wappen bestimmen den Raum, eine Erinnerungsstätte für die deutschen Toten auf See wird vor dem Altarraum aufgestellt. Steintafeln und Segel erinnern an Kriege und Schiffsuntergänge. Steuerräder werden zu Kronleuchtern umfunktioniert. Gottesdienstbilder dieser Zeit zeigen Soldaten in Reih und Glied in den Bänken.

Am prägendsten ist der Tausch des Altarbildes im Jahr 1926. Das alte Altarbild zeigte

den auferstandenen Christus, das neue Altarbild einen Blick über das Meer. Mitten aus den Wolken taucht ein Kreuz auf. Das Altarbild trägt den Namen: „Durch das Kreuz zum Licht“. Dieses Bild erinnert an die einzige siegreiche Schlacht der deutschen Marine im Ersten Weltkrieg, an die sogenannte Skagerrak Schlacht, in der die englische Flotte 1916 bezwungen wurde. 10.000 Soldaten starben auf See und die Konsequenz war ein Wendepunkt im Krieg auf See. Die Engländer ließen sich auf keine Seeschlacht mehr ein, sondern schlossen die deutsche Flotte in der deutschen Bucht ein. Das neue Altarbild erzählte also von einem Sieg in einem verlorenen Krieg. Es war in den Augen der Militärs ein Symbol für die deutsche Stärke in (jetzt) schwacher Zeit. Die Zeit dieser Ausgestaltung ist ein Wendepunkt für diese Kirche. Ihr Erscheinungsbild und diese Atmosphäre prägen den Raum für fast sieben Jahrzehnte. Gleichzeitig wird das martialische Kirchenbild zu einem Symbol für den schrecklichen Aufstieg der militärischen Stärke der Nazis.

### Wendepunkt Zweiter Weltkrieg

Im Zweiten Weltkrieg wurden die zivile und die militärische Kirche zerstört. Man entschied sich für den Aufbau und die Renovierung der Militärrkirche. Aus der zivilen Kirche nahm die Gemeinde den Namen mit, daher der ungewöhnliche Name „Christus- und Garnisonkirche“. Im Jahr 1959 wurde die Kirche, die zu diesem Zeitpunkt dem Staat gehörte, der Gemeinde geschenkt. Das Grundstück wurde

gekauft. Im Gegenzug verpflichtete sich die Gemeinde, die Kirche in ihrer damaligen Form als Gedenkort zu bewahren. Ein weiterer Wendepunkt. In den folgenden Jahren ist die Kirche ein Ort, an dem sich die Gemüter erhitzen und die Geister scheiden. Die einen lieben diese Kirche als Zeichen der Geschichte, die anderen empfinden sie als Frevel. Dieser Zwiespalt bestimmt die Kirchengeschichte über die nächsten mehr als drei Jahrzehnte.

### Wendepunkt 2000

In den 1990er und 2000er Jahren kommt es dann zu einem inhaltlichen Wechsel. In Folge kommen drei ehemalige Zivildienstleistende als Pastoren an und in diese Kirche. Sie gehören zu der Enkelgeneration. Sie haben und nehmen sich die Freiheit, mit der Kirche anders umzugehen. Die Kirche bleibt ein Ort der Geschichte, aber zu besonderen Anlässen wird mit der Geschichte immer wieder kreativ, kritisch und konstruktiv gearbeitet. Neue Gottesdienstformen wie die Theaterkirche oder die Passionspunkte und andere Formen bestimmen das Gemeindeleben. Dies ist ein deutlicher Wendepunkt. Die Gemeinde bekommt den Auftrag, eine Citykirche zu werden, und erfüllt diesen auch. Dazu gehört die Ausstellung „Licht und Schatten“ auf der Südepore. Hier werden seit Dezember 2013 die Stadt- und die Kirchengeschichte miteinander in Beziehung gesetzt.

*Frank Morgenstern, seit 1994 Pastor an der Christus- und Garnisonkirche*



Die Christus- und Garnisonkirche in Wilhelmshaven im Wandel der Zeit (rechtes Bild: der heutige Kirchenraum).

# Alles schon Geschichte?

Wie das Gestern uns im Heute hilft – Ein Interview mit der Historikerin Dagmar Freist



## Zur Person:

Professorin Dr. Dagmar Freist, Jahrgang 1962, ist Historikerin und Professorin für die Geschichte der Frühen Neuzeit an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Zudem leitet sie das Projekt „Freiheitsraum Reformation“, das sich als Kooperationsprojekt von Universität, Kirchen und Gesellschaft mit dem Reformationsprozess im 15. Jahrhundert und den gesellschaftlichen Auswirkungen bis in die heutige Zeit beschäftigt. Seit 2004 arbeitet Dagmar Freist in Oldenburg. Ihre Forschungsschwerpunkte sind unter anderem die religiöse Pluralisierung, Diaspora sowie der wirtschaftliche und soziale Einfluss auf die Kultur in Nordeuropa.

Mehr unter:

[www.freiheitsraumreformation.de](http://www.freiheitsraumreformation.de)

***100 Jahre Erster Weltkrieg, 75 Jahre Zweiter Weltkrieg, 25 Jahre Mauerfall – ist es wichtig, an geschichtliche Daten zu erinnern?***

Ja, diese Daten markieren große historische Umbrüche. Die Erinnerung an historische Ereignisse ist sehr unterschiedlich motiviert und wirft immer die Frage auf, wie und an was genau erinnert werden soll und wer erinnert. Erinnerung ist immer verbunden mit einer Deutung und Neu-Interpretation der Vergangenheit. Gerade hierin liegt eine Chance, aber auch eine Gefahr.

## ***Welche?***

Erinnerung birgt die Gefahr, instrumentalisiert zu werden zu einer staatlich oder kirchlich vorgegebenen Interpretation von Ereignissen. Durch diese „Deutungshoheit“ werden Erinnerungsgemeinschaften geschaffen, die sich angesprochen fühlen, und andere, die sich ausgrenzt oder marginalisiert vorkommen. Erinnerung als Chance – der zweite Aspekt, den ich genannt hatte – bietet die Möglichkeit von Inklusion und Versöhnung. Es geht hier nicht um das „richtige“ Erinnern, sondern um eine kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit.

## ***Können wir also aus der Geschichte lernen?***

Nicht, wenn wir die Geschichte wie einen Zettelkasten nutzen wollen auf der Suche nach passgenauen Antworten für gegenwärtige Herausforderungen. Das Wissen um die Geschichtlichkeit unserer Gegenwart allerdings erlaubt uns, die Bedingungen zu reflektieren, die unsere Gegenwart hervorgebracht haben. Das ist die Voraussetzung dafür, sich im Heute zu orientieren und Gestaltungsmöglichkeiten zu erkennen.

## ***Welche historischen Ereignisse haben Ihrer Meinung nach Einfluss bis heute?***

Der Holocaust prägt unsere Gegenwart. Die stetige Präsenz liegt an seiner Un-

fassbarkeit. Zugleich zeigt dieses Beispiel, dass Erinnern stets ein aktiver Prozess ist und eine Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart immer wieder neu geschaffen werden muss. Zeitzeugen waren insbesondere für die jüngere Generation sehr wichtig, um das Unfassbare dieser Vergangenheit ins Bewusstsein zu rücken. Die Verbindung zwischen historischen Ereignissen und der Gegenwart kann aber auch verloren gehen. Erinnern funktioniert dann nicht mehr, Denk- und Mahnmale oder bestimmte Erinnerungsrituale werden dann von der jüngeren Generation nicht mehr verstanden.

## ***Wie lässt sich dieser Prozess umgehen?***

Um dieses „Nicht-Mehr-Verstehen“ zu vermeiden, ist eine Geschichtskultur gefragt, die die Vergangenheit in der Gegenwart lebendig hält, anschlussfähig und damit auch für jüngere Generationen verstehbar macht.

## ***Unsere Kultur ist geprägt vom Christentum. Gerade in einer Phase, in der der Einfluss der christlichen Kirchen zurückgeht, feiern wir nun die Luther-Dekade. Wird es Zeit für eine zweite Reformation?***

Ich denke, es ist wichtig anzuerkennen, dass unsere Kultur nicht nur durch das Christentum geprägt ist. Das gilt historisch gesehen vor allem für das Judentum, mit Blick auf die Gegenwart auch für den Islam. Die Beschäftigung mit der Reformation bietet aus meiner Sicht eine besondere Chance, sich mit den Herausforderungen religiöser Pluralisierung auseinanderzusetzen. Martin Luther hatte die Reformation nicht erfunden, noch war er ihr Held. Er hat es aber verstanden, die religionspolitischen und gesellschaftlichen Herausforderungen seiner Zeit aufzugreifen und eine soziale Bewegung in Gang zu setzen.

*Das Interview führte Anke Brockmeyer.*

# Sind Gedenktage nützlich?

In Trauerprozessen sind Gedenktage eine große Herausforderung

Über Gedenktage ist viel geschrieben worden. Im Zuge meiner Auseinandersetzung mit dem Thema bin ich im Online-Archiv der ZEIT auf einen Artikel aus dem Jahr 1959 gestoßen mit dem Titel „Haben Gedenktage wirklich einen Sinn?“. Der Autor schreibt darin: „Es gibt wohl kaum einen echten Journalisten, der nicht Gähnkrämpfe bekäme, wenn man ihm erzählt, der und jener habe schon wieder Geburts- oder Todestag.“ Der Journalist ahnte noch nicht, wie inflationär sich der Umgang mit Gedenktagen entwickeln würde ... Heute finden wir neben dem 100. Jahrestag des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs auch den Weltkissenschlachttag ...

„Jiskor“ – „Gedenke“ lautet einer der wichtigsten Imperative der hebräischen Bibel. Hier geht es um das historisch-kulturelle Gedächtnis einer Gruppe von Menschen, das aus den Taten und Erfahrungen der Vorfahren gespeist wird. Es ermöglicht Selbstversicherung der eigenen Identität durch den Blick zurück in die Vergangenheit. Dieser Rückblick verbindet Opfer mit ihren Hinterbliebenen und stiftet Solidarität über Generationengrenzen hinweg. Es geht darum, dem Leid „trotz allem“ Sinn abzurufen.

Im Kontext meiner Tätigkeit für den Ambulanten Hospizdienst und Kinderhospizdienst in Oldenburg komme ich in Trauergesprächen auch häufiger mit dem Thema Gedenktage auf sehr persönliche Weise in Berührung. Trauernde sehen den Geburts- oder Todestagen von verstorbenen nahen Menschen, aber auch Festtagen wie zum Beispiel Weihnachten ohne die geliebte Person meist mit gemischten Gefühlen entgegen. Die Bewältigung dieser Tage stellt oft eine große Herausforderung dar. In der Begleitungspraxis hat es sich für mich bewährt, über solche bevorstehenden Ereignisse im Vorfeld zu sprechen und mit den Trauernden Möglichkeiten zu entwickeln, das Gedenken aktiv anzugehen.

Für die einen hat der Geburtstag der/ des Verstorbenen eine hohe Bedeutung, für andere der Todestag. Individuell entwickelte Rituale können hier hilfreich und tröstlich sein. Sie vermitteln das Gefühl, sich an solchen bedeutungsschweren Tagen der Trauer und den Verlustgefühlen nicht so sehr ausgeliefert zu fühlen, sondern selbst Gestaltende/r des Trauerprozesses zu sein. Dies halte ich – nicht nur für die Trauerbegleitung, sondern generell für die beratende oder therapeutische Praxis – für essenziell: den Klienten in der Erfahrung seiner Selbstwirksamkeit und dem Nutzen seiner Ressourcen zu unterstützen.

Der Schwerpunkt meiner Tätigkeit für die Stiftung Evangelischer Hospizdienst liegt in der Auseinandersetzung mit jungen Erwachsenen, die sich aufgrund einer Sterbe- oder Trauererfahrung in einer Krisensituation befinden. Dies geschieht sowohl in der Koordination der Peer-Onlinebegleitung per E-Mail auf der Plattform [www.da-sein.de](http://www.da-sein.de) als auch in persönlichen Gesprächen.

Hier erlebe ich, dass junge Trauernde sich gedanklich intensiv mit bevorstehenden Gedenktagen beschäftigen und sich dabei manchmal in ihren Gedanken auch im Kreis drehen. Sie sind dann erstaunt, wie viele Ideen sich bezüglich der konkreten Gestaltung eines solchen Tages entwickeln lassen, die von ihnen selbst kommen.

Meine Aufgabe in der Begleitung sehe ich hier als Impulsgeberin, mein Ziel ist es, Menschen wieder mehr mit ihrer eigenen Kraft in Verbindung zu bringen. Und dies scheint ein wichtiges Moment zu sein: den Gedenktag gleichzeitig zu nutzen als eine Gelegenheit, um sich selbst von den vielfältigen eigenen Möglichkeiten im Umgang mit Trauer und Erinnerung zu überzeugen.

*Cordelia Wach*



#### Zur Person:

Cordelia Wach ist Kulturpädagogin und -wissenschaftlerin (M.A.) sowie systemische Beraterin und Familientherapeutin. Sie arbeitet als Koordinatorin für die Online-Begleitungsplattform [www.da-sein.de](http://www.da-sein.de) für den Ambulanten Hospizdienst / Kinderhospizdienst in Oldenburg und ist als Trauerbegleiterin für die Stiftung Evangelischer Hospizdienst tätig.



# LEBENS



# WENDEP



# DES LE



# PUNKTE



# Ersehnt, aber nicht ungefährlich

Wendepunkte in der Geschichte der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg



## Zur Person:

OKR i.R. Prof. Dr. Rolf Schäfer war von 1971 bis zu seiner Pensionierung 1994 theologisches Mitglied des Oberkirchenrats der oldenburgischen Kirche und gleichzeitig kontinuierlich in der akademischen Lehre tätig. 1931 in Stuttgart geboren studierte er Theologie in Tübingen, Göttingen und zuletzt in Zürich. 1959 wurde er mit einer Arbeit über „Christologie und Sittlichkeit in Melanchthons frühen Loci“ in Zürich promoviert, 1967 mit einer Arbeit über „Ritschl – Grundlinien eines fast verschollenen dogmatischen Systems“ in Tübingen habilitiert. Anfang der 1970er Jahre folgte der Ruf nach Oldenburg. Schäfer ist ein ausgewiesener Kenner der Kirchengeschichte im Oldenburger Land. Seine jüngste Publikation wurde Ende 2013 veröffentlicht: „Geschichte der oldenburgischen evangelischen Kirche im Überblick“, erschienen im Oldenburger Isensee Verlag.

Wendepunkte werden oft ersehnt, sind aber nicht ungefährlich – auch in der Kirche. Erst im Rückblick werden sie jubiläumstauglich und auch dies nur in Auswahl.

**I.** Die Reformation ist dafür ein Beispiel. Wegen dieser Wende von 1517 plant die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) in drei Jahren ein großes Jubiläum. Die katholische Kirche freilich wertet die Reformation als Wendung zum Schlechten: als Kirchenspaltung. Den deutschen katholischen Bischöfen ist deshalb nicht zum Jubilieren zumute. Sie sind allenfalls zu einem gedämpften Reformations-Gedenken bereit.

Freilich sollten wir von den Katholiken nichts verlangen, was wir Evangelischen nur sehr eingeschränkt erbringen. Das Jubiläum feiert Luthers Veröffentlichung der 95 Thesen gegen den Ablass am 31. Oktober 1517. Aber wer hat die 95 Thesen wirklich gelesen? Wer nimmt die Angst des mittelalterlichen Menschen vor der Fegefeuerstrafe noch ernst, und wer ist bereit, den Wunsch nach einem Straferlass (Ablass) nachzuentdecken?

Viel ist in den letzten Jahren über die Umstände gerätselt worden, unter denen Luther die Thesen gegen den Ablass in Wittenberg veröffentlicht hat. Allerdings brauchen wir uns um das Jubiläumsdatum keine Sorgen zu machen. Noch im Jahr 1517 trafen die 95 Thesen in Rom ein, setzten dort den Ketzerprozess gegen Luther in Gang und führten damit die Wende herbei.

Der grundsätzliche Charakter der Thesen wurde in Rom sofort erkannt: Luther verweigerte dem Papst den schuldigen Gehorsam. Bekanntlich endete der römische Prozess gegen Luther 1521 mit der von

Papst Leo X. unterzeichneten Bannbulle, durch die Luther und seine Anhänger (bis heute) aus der römischen Kirche ausgeschlossen wurden. Wenn nun der Beginn der Wende durch den Prozessbeginn gesichert ist und wenn der Ablass nur ihr vordergründiger Auslöser war – worin bestand dann ihr reformatorischer Inhalt? Er bestand und besteht in der Erkenntnis, dass

**Die Reformation Luthers ist zwar eine wichtige Wende in der Kirchengeschichte, aber weder die erste noch die letzte.**

der göttliche Schöpfer des Weltalls jeden einzelnen Menschen dazu einlädt, ihm wie einem Vater zu vertrauen. Was diesem Ver-

trauen (Glauben) dient, ist in der Kirche zu stärken (Predigt des Evangeliums). Wo dagegen Schwellen, Hürden und Mauern das Vertrauen verhindern oder schwächen, sind sie abzubauen. Damals war der Ablass ein Musterbeispiel für solche Schwellen. Es sollte nicht die Einzige bleiben.

**II.** Als die Reformation schließlich 1527 in Oldenburg ankam, führte dies auch hier zu heftigen Auseinandersetzungen. Um den Ablass gab es keinen Streit mehr, da er seine Beliebtheit schon eingeübt hatte. Jetzt ging es um den Gottesdienst, in dessen Mitte damals das verdienstliche gute Werk der Messe stand, das mit einer Vielzahl von Stiftungen aller Art finanziert wurde. Eine große Zahl von Messpriestern brachte an den Haupt- und Nebenaltären der Kirchen und Kapellen täglich das Messopfer dar, um den armen Seelen im Fegefeuer zu helfen.

An die Stelle des Messopfers traten aber nun die Predigt und das Abendmahl mit der Botschaft, dass Gott den Menschen seine Gnade ohne verdienstliche gute Werke gewährt. Diese Wende zog einschneidende Folgen nach sich. Einerseits verloren zahlreiche Messpriester ihre Stellen. Die Nebenaltäre verwaisten und wurden nach und nach entfernt. Andererseits erwachte die Gemeinde aus ihrer Pas-

sivität, beteiligte sich am Gottesdienst mit Psalmgebet und Gesang, lernte die Heilige Schrift kennen und richtete Schulen für Knaben und Mädchen ein, damit alle die Bibel selbst lesen konnten. Die Reformation Luthers ist zwar eine wichtige Wende in der Kirchengeschichte, aber weder die erste noch die letzte. Immer wieder ging es darum, den Zugang zum Evangelium freizuhalten und auch unter neuen Bedingungen das Vertrauen auf den Schöpfer in den Mittelpunkt zu stellen. Deswegen konnte die evangelische Kirche auch nicht in der klassischen Gestalt verharren, die sie im 16. Jahrhundert angenommen hatte. An zwei Beispielen soll dies noch veranschaulicht werden.

**III.** In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden die Menschen auch in unserer Region bei allem Konservatismus von den großen geistigen und gesellschaftlichen Bewegungen erfasst, die durch Aufklärung, Klassik und Romantik auf das Zusammenleben in Staat und Kirche einwirkten. Trotzdem regierte das Konsistorium die Kirche im Herzogtum Oldenburg noch genauso wie in der alten Grafschaft und behandelte die Gemeinden wie unmündige Untertanen. Dies entsprach aber nicht mehr deren Selbstbewusstsein, da sie sich zunehmend als Glieder eines Organismus fühlten. So wuchs auch in Oldenburg der Wunsch nach Beteiligung an der kirchlichen Willensbildung, ja nach kirchlicher Selbstverwaltung.

Zu Beginn des Jahres 1846

– also zwei Jahre vor der Frankfurter Nationalversammlung (1848) – wurde dieser Wunsch öffentlich wirksam ausgesprochen. Der junge Oldenburger Jurist Justus Friedrich Runde schlug eine Änderung der kirchlichen Verfassung vor. Erstens, anstelle des Konsistoriums sollte eine Synode gewählt werden, in der wegen des allgemeinen Priestertums der Gläubigen die Nichttheologen die Mehrheit bilden. Zweitens, gemäß der reformatorischen Unterscheidung zwischen geistlichem und weltlichem Regiment seien Kirche und Staat zu trennen. Drei Jahre später wurden diese Grundsätze durch das Kirchenverfassungsgesetz von 1849 in die Wirklichkeit umgesetzt.

Auch diese Wende wurde von heftigen Kämpfen begleitet. Viele fürchteten eine Massenherrschaft in der Kirche und hielten ein kirchliches Leben ohne die schützende Hand des Landesherrn für unmöglich. Tatsächlich musste vier Jahre später um der Finanzierung willen, die von der Synode unterschätzt worden war, der Großherzog wieder an die Spitze der Kirche geholt werden. Mit eingeschränkten Rechten blieb aber die Synode erhalten, um 1918 nach dem Ende der Monarchie nun endgültig die Rolle einzunehmen, die ihr 1849 zugedacht worden war.

**IV.** Als weiteres Beispiel für eine Wende in Oldenburg möge ein Blick auf die Jahre 1933/34 dienen. Die materiellen und geistigen Probleme der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg weckten bei vielen in der Kirche den nostalgischen Wunsch nach einer Autorität, die in der verwirrenden Moderne zur Führung in der Lage ist. Der Nationalsozialismus nutzte diese Stimmung, um die Kirchen gleichzuschalten. Er beschränkte sich aber nicht auf die Beseitigung der kirchlichen Selbstverwaltung. Vielmehr entwickelte er die Glaubensbewegung „Deutsche Christen“, die das herkömmliche Christentum ersetzen sollte.

In Oldenburg gelang es den Deutschen Christen, die Synode zu entmachten und durch die Unterstellung unter den Reichsbischof das

Führerprinzip zu verwirklichen. Dadurch wurden die oldenburgischen Pfarrer vor

die Frage gestellt, ob sie sich dieser Wende anschließen wollten. Sie entschieden sich mehrheitlich dagegen, indem sie eine Bekennende Kirche bildeten.

Zu klaren Fronten kam es freilich nicht, da die Pfarrer nicht einfach ihre Dienstverhältnisse verlassen konnten. Noch schwieriger war es für die Kirchengemeinden, sich in Finanz- und Liegenschaftsfragen dem offiziellen Kurs zu entziehen. Erst das Ende des Zweiten Weltkriegs ermöglichte schließlich die uneingeschränkte Hinwendung zu den Grundsätzen der Bekennenden Kirche.

Rolf Schäfer

## Die oldenburgischen Pfarrer entschieden sich mehrheitlich dafür, eine Bekennende Kirche zu bilden.



Superintendent Hermann Hamelmann gehörte zu den Mitverfassern der Kirchenordnung für die Grafschaft Oldenburg (1573).



Justus Friedrich Runde regte 1846 die Ausarbeitung einer Kirchenverfassung an und empfahl die Trennung von Kirche und Staat.



Heinz Kloppenburg (rechts), Pfarrer in Heppens (Wilhelmshaven) und späteres Mitglied des Oberkirchenrates, war Leiter der Oldenburger Bekenntnisgemeinschaft.



# Wenn der Pastor hinschmeißt

Ein Zwischenruf zum Thema Verwaltungsstrukturreform



**Zur Person:**

Jürgen Westerhoff, Jahrgang 1949, arbeitet seit 1969 in unterschiedlichsten Funktionen bei regionalen Tageszeitungen, u.a. als Ressortleiter und Nachrichtenchef beim Westfälischen Anzeiger, stellvertretender Chefredakteur beim Flensburger Tageblatt, Berater der Mitteldeutschen Zeitung, Chefredakteur der Wilhelmshavener Zeitung und ist jetzt ressortübergreifend schreibender Redakteur der Nordwest-Zeitung. Über sich selbst sagt Jürgen Westerhoff, dass er ehrenamtlich als Lutheraner tief in seiner evangelischen Kirche verwurzelt ist. So war er Mitglied der 45. Synode der oldenburgischen Kirche, ist seit 20 Jahren Mitglied im Gemeindekirchenrat in Wilhelmshaven-Voslapp, anweisender Kirchenältester und regelmäßig predigender Lektor. Er gehört der Kreissynode Friesland-Wilhelmshaven an und ist dort Teil eines Teams, das für die Visitationen der Gemeinden zuständig ist.

Wie bitte? Verwaltungsstrukturreform? Ein Wendepunkt? Tatsächlich ein eigener Text in einer „Wendepunkte-Nummer“ von „horizont E“? Kein Scherz?

Kein Scherz! Schließlich hat sich die evangelische Kirche im Oldenburger Land gut und gern zwei Jahrzehnte mit dem Thema beschäftigt. Wirklich gut und gern? Na ja, vielleicht nicht ganz so gern, sondern eher auch etwas ungern, weil nicht freiwillig, sondern gezwungenermaßen. Und vielleicht auch nicht so gut? Nun, die einen sagen so, die anderen so. Je nach Blickwinkel und Perspektive sowie der Art und Intensität der Betroffenheit. Und die Sicherheit des persönlichen Urteils steigt manchmal mit der Entfernung zum Problem. Wer am weitesten weg ist, weiß natürlich am besten Bescheid. Meint er oder sie. Eine Einschätzung der Verwaltungsstrukturreform eint aber nahezu alle: Es ist durchaus kein Thema, das vergnügungssteuerpflichtig wäre. Eher eine gewaltige Spabbremse, die sich da in den Gemeinden und kirchlichen Verwaltungsstellen zwischen Nordsee und Dammer Berge breit gemacht hat.

Also gut, Thema akzeptiert. Kein Lamento mehr. Worum geht's? Wir nehmen also an, die Verwaltungsstrukturreform (schon das Wort allein klingt wie eine Heimsuchung!) stelle einen Wendepunkt in der jüngeren Geschichte der oldenburgischen Kirche dar. Schauen wir nach, ob's stimmt.

**Intermezzo eins:  
Ein Pastor schmeißt hin**

Es war im letzten Herbst, als der Pastor dem Gemeindekirchenrat mitteilt, dass er den Vorsitz in dem Gremium niederlegt. Verbunden damit ist die Funktion der Geschäftsführung für die Gemeinde. Mehr als 4.000 Mitglieder, etwa 40 hauptamtlich Beschäftigte und 150 ehrenamtliche Mitarbeitende gehören zur Gemeinde. Die Zunahme der Verwaltungstätigkeit für Pastoren und Kirchenbüros drohte, ihn aufzufressen. Da hat er die Reißleine

gezogen – und ein öffentliches Zeichen gesetzt. Das wollte und konnte er nicht mehr mittragen – und ausbaden.

Wesentlich mehr Unterschriften als früher sind zu leisten, arbeitsrechtliche Verträge, die früher aus vielleicht drei Seiten bestanden, haben jetzt auch mal zehn Seiten, der Papierwust wird immer größer, kommt ihm geradezu aufgebläht vor. Die als extrem empfundene Bürokratisierung hindert ihn, seinen eigentlichen Aufgaben als Seelsorger und Prediger, als Verkünder der guten Nachricht von Gottes Liebe zu den Menschen nachzukommen. Hat er dafür den schönsten Beruf ergriffen, den er kennt? Studiert, geackert, Erfahrungen gesammelt? Und wo soll er vor Ort noch Akzente setzen, wenn doch alles reglementiert ist und über einen Kamm geschert werden muss? Da hat er hingeschmissen.

Für die Gemeinde bedeutet der Rücktritt in der Tat einen Wendepunkt. Sie ist zwar nicht aus dem Gleis geworfen, muss aber die vertrauten Wege verlassen, Abläufe neu organisieren, die Verantwortung anders verteilen. Sie liegt jetzt auf mehreren Schultern, ein ehrenamtlicher Kirchenältester hat den Vorsitz, die Hauptgeschäftsführung ist an das Stellvertreteramt gebunden, Teilbereiche der Verwaltungsarbeit sind ausgegliedert, werden von anderen übernommen, um die Last der einzelnen etwas leichter werden zu lassen. Die Kirchenleitung hat mitgeholfen bei dem Prozess. Synodenpräsidentin, der zuständige Dezernent im Oberkirchenrat, der regionale Verwaltungschef sind in die Gemeinde gekommen, haben sich Zeit genommen, mit den Verantwortlichen vor Ort zu sprechen, haben hingeschaut, zugehört, die eigene Sichtweise erklärt. Gut angekommen ist das in der Gemeinde. Aber die Probleme sind dadurch noch nicht gelöst. Wo sind die Freiräume, die gelegentlich nötig sind? Etwa 400 Senioren kommen in der Vorweihnachtszeit zu den angebotenen Adventsfeiern – wer organisiert, verschickt die Einladungen,





sorgt dafür, dass alle im nächsten Jahr wieder kommen? Der Standard-Katalog der Pflichtaufgaben gibt das kaum her. Soll man vielleicht auf das Angebot verzichten? Dann wäre Vieles viel leichter. Aber bald wäre die Kirche keine Kirche mehr.

**Ein Blick zurück:**

**Vorsorgliches Weichenstellen**

Begonnen hat alles in den 1990er Jahren. Die Vorausschau auf die demographische Entwicklung, die Einnahmeprognosen, der erwartete Rückgang der Kirchensteuer ließen die damaligen Synodalen Schritte einleiten, die dafür sorgen sollten, die notwendigen Weichenstellungen frühzeitig vorzunehmen. Lieber selbst handeln, als später behandelt werden, hieß das Motto. Die unvermeidlichen Maßnahmen selbst gestalten, statt zum Getriebenen des Geldes zu werden. Und dann ging's los. Unterschiedlichste Gremien verfassten immer neue Analysen, Stellungnahmen und Pläne. Dem gelben Papier folgte ein grünes, der Perspektivgruppe folgte die Projektgruppe Verwaltung. Anschließend gab es ein Orga-Team, das an dem Thema arbeitete, eine Strukturgruppe Kirchengemeinden, eine erneute Perspektivgruppe, die Projektgruppe Verwaltungsstruktur und eine Arbeitsgruppe Verwaltungsstrukturreform. Zahlreiche Workshops, Diskussionsrunden, Sitzungen, Unmengen an Papier, Treibstoff für den Besuch der Sitzungen, Zeit, Kraft und Kreativität wurden aufgewendet.

**Das Ziel:** Vereinheitlichung der Verwaltungsvorgänge, der Abbau unnötiger Tätigkeiten, Zusammenwachsen organisatorischer Einrichtungen, wo vernünftig, eine

bessere Ausstattung der Büros – und am Ende natürlich der Wunsch, weniger Geld auszugeben. Ehrgeizige Sparziele wurden definiert. Wir werden sehen, was daraus wird. Schon jetzt steht fest, dass nicht alle eingehalten werden konnten, zumindest nicht in den vorgesehenen Zeiträumen.

**Intermezzo zwei:**

**Ein Kindergarten braucht Plätzchen**

Was geschieht im Frühjahr 2014, wenn ein Kindergarten mal eben ein paar Plätzchen (oder gesundes Obst) braucht? Jemand kauft das ein, zahlt 3,50 Euro aus der Handkasse, bringt die Quittung ins Kirchenbüro. Dort wird der Supermarkt-Bon sauberlich auf ein DIN-A4-Blatt geklebt, mit einem entsprechenden Stempel versehen, in die zuständige Liste eingetragen, dem geschäftsführenden Gemeindepastor vorgelegt. Der prüft, zeichnet ab, gibt den Vorgang der Sekretärin zurück, die den Beleg dann in die Mappe für den anweisenden Ältesten aus dem Gemeindegemeinderat einsortiert.

Wenn der Anweisende dann auch seine Zustimmung mit seinem Namenskürzel dokumentiert hat, wird der 3,50-Euro-Bon im Rahmen des wöchentlichen Postauswechsels vom Küster zur Regionalen Dienststelle gebracht, dort verwaltungstechnisch verbucht. Der Küster fährt dann mit den 3,50 Euro im Briefumschlag zurück ins Kirchenbüro, wo der Kindergarten sich das Plätzchengeld wieder abholt. Alles klar?

**Ein Blick nach vorn:**

**Die Hoffnung bleibt**

Nicht alles ist schlecht an der Verwal-

tungsstrukturreform. Gleiche Standards im Norden und Süden der oldenburgischen Kirche sind schon hilfreich. Und das Kirchennetz funktioniert offenbar zunehmend zuverlässiger. Es hat nicht die erhofften Erfolge gebracht, ist aber besser als von vielen befürchtet. Gottesdienstplanung beispielsweise geht tatsächlich leichter, wenn alle Beteiligten Zugriff auf die entsprechenden Dateien haben.

Und was ist mit den Sparzielen? Die waren schließlich ein wichtiges Ziel. Nun – unten auf Gemeindeebene sind die Ziele deutlicher erreicht worden als auf der Landeskirkenebene. In vielen Gemeinden vor Ort sind die Gestaltungsmöglichkeiten erheblich eingeschränkt, viele Projekte können dort nicht mehr aus eigener Kraft geschultert werden. Was folgt? Am Ende steht die Erkenntnis, dass die Verwaltungsstrukturreform tatsächlich ein Wendepunkt in der Geschichte der evangelischen Kirche im Oldenburger Land war. Aber auch, dass es dabei nicht bleiben kann. Denn nicht nur die Menschen an der Küste wissen, dass viele Wendepunkte nötig sind, wenn beispielsweise ein Segler sein Ziel erreichen will. Ein Wendepunkt kann gewaltig in die Irre führen, für einen klaren Kurs dagegen muss immer wieder gewendet werden.

Und noch ein Trost: Es gibt Menschen, die meinen, dass das Schiff Kirche nicht untergehen werde, weil es von so vielen Nieten zusammengehalten wird. Ich gehöre dazu. Und ein wenig Gottvertrauen ist auch erlaubt, oder?

*Jürgen Westerhoff*



Die Ev.-luth. Kirchengemeinde Vostapp ist stolz auf ihren Gospelchor Glory Voices, ein Highlight mit Ausstrahlung in die ganze Region.



# Eine Profilbildung ist geboten

Der Wandel im Kirchenkreis Oldenburger-Münsterland



**Zur Person:**

Michael Braun, geboren am 23. Mai 1969 in Leer (Ostfriesland), ist in Oldenburg aufgewachsen. Auf das Studium der Theologie und Rechtswissenschaft in Neuendettelsau, Kiel und Halle a.d.S. folgte ein Vikariat in Lohne. Braun war Gemeindepfarrer in Lönningen und Lohne. Seit 2004 ist er Kreispfarrer in Cloppenburg und ab 2006 im Oldenburger Münsterland, seit 2007 Synodaler und Mitglied des Gemeinsamen Kirchenausschusses (GKA).

Evangelische Kirche im Oldenburger Münsterland war und ist Kirche in Veränderung.

War das Oldenburger Münsterland im Jahr 1540 still und leise an der Basis der Gemeinden zur Reformation übergetreten, führte die Gegenreformation 1613 in Vechta und Cloppenburg zu einer geschlossenen katholischen Glaubensausrichtung. Kamen um 1890 im Zuge des Eisenbahnbaus immer mehr evangelische Beamte aus Oldenburg in den katholischen Süden des Landes, so entstanden neben Cloppenburg, Vechta, Goldenstedt und Friesoythe weitere kleine evangelische Kapellengemeinden. Die großen Umwälzungen des letzten Jahrhunderts wirkten sich direkt auf das Oldenburger Münsterland aus. Am Ende des Zweiten Weltkriegs kamen zahlreiche evangelische Flüchtlinge, und aus Kapellengemeinden wurden die 20 Kirchengemeinden zwischen Lönningen und Visbek - Langförden. Doch die Zahl der evangelischen Christinnen und Christen sank in den 1950er Jahren wieder, da Arbeitsplätze fehlten und viele junge Leute ins Ruhrgebiet abwandern mussten.

Doch mit der deutschen Wiedervereinigung änderte sich die Lage drastisch. Die Kirchengemeinden verdoppelten ihre Größe durch den Zuzug von Evangelischen aus den Staaten der ehemaligen UdSSR, den neuen Bundesländern und durch Rentnerinnen und Rentner,

die nach einem langen Arbeitsleben im Ruhrgebiet nach Südoldenburg (zurück-) kamen.

Im Kontext dieser vielen Veränderungen war die Fusion der beiden Kirchenkreise Cloppenburg und Vechta zum Kirchenkreis Oldenburger Münsterland 2006 ein verhältnismäßig kleiner Schritt. Gleiches gesellte sich zu Gleichem. Beide politischen Kreise haben eine ähnliche Struktur und Prägung, die – bestimmt von der Landwirtschaft – eine sich stetig entwickelnde Industrie mit hohen Wachstumszahlen aufweist. Viele Veranstaltungen auf kultureller und politischer Ebene sind kreisübergreifend oder geschehen in freundschaftlicher Konkurrenz, sodass die Zusammenarbeit mit zwei politischen Kreisen für den Kirchenkreis dankenswerterweise unproblematisch ist. Das gilt auch innerkirchlich.

Schon vor der Fusion im Jahr 2006 hatten beide Kirchenkreise beim Kreisjugenddienst zusammengearbeitet. Die beiden kreisdiakonischen Werke fanden bei ähnlicher Angebotsstruktur schnell zueinander. Und auch in Pfarrkonvent und Kreissynode wurde die anfängliche Beachtung eines Proporz bei der Vergabe von Aufgaben schnell durch wachsendes Vertrauen und inhaltliche Kriterien abgelöst. Die großen Erfahrungen mit Veränderungsprozessen und die hohe Bereitschaft zu einem neuen Miteinander zeigte die Entwicklungsfähigkeit von evangelischer Kirche.



*Eine gute Mischung: Ehrenamtliche in der Kirchengemeinde Lönningen*



Und das ist nicht das Ende der Entwicklung. Aktuell hat sich das stetige Wachstum zwar verlangsamt und ergibt sich nicht mehr durch Zuzug, sondern hohe Tauf- und Konfirmandenzahlen. Aber eine rege Bautätigkeit an Kirchen und Gemeindehäusern versucht, den Veränderungen der letzten 25 Jahre Rechnung zu tragen.

Integration ist in vielen Kirchengemeinden nicht ein Thema, sondern zentrales Thema, wenn Gottesdienste, Kreise und Gremien sich in ihrer Zusammensetzung verändern und Kirche ein Ort sein will, wo unterschiedliche Traditionen und Einstellungen nicht aufeinandertreffen, sondern sich ergänzen und bereichern. Das zeigt sich in Glaubenskursen und Konfirmandenunterricht, in Gottesdiensten und der Arbeit des Kreisjugenddienstes.

All das geschieht vor dem Hintergrund gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen und Veränderungsprozesse. Wie soll und wird Kirche auf die verstärkten medialen Kommunikationsstrukturen vieler Menschen im Internet reagieren? Was bedeutet das wirtschaftliche Wachstum im Oldenburger Münsterland und das Aufbrechen historischer Lebenszusammenhänge durch hohe Mobilität heute? Da Süddoldenburg demografisch stark wächst und zu einer der jüngsten Regionen in Deutschland zählt, sind diese Fragen besonders aktuell.

Ebenfalls drängen sich innergemeindliche Fragen auf. War das Oldenburger Münsterland bisher faktisch auf kleine Kirchengemeinden im Schatten der großen katholischen Kirchtürme beschränkt, so ändert sich dieses Bild. In den letzten Jahren wurden in Vechta und Lohne neue Kindergärten in evangelischer Trä-

gerschaft gegründet und der Kindergarten in Goldenstedt soll aktuell erweitert werden. Will evangelische Kirche sich hier entwickeln oder im Gewohnten verharren?

Arbeitsfelder wie Krankenhaus- und Altenheimseelsorge können durch den neuen Pfarrstellenplan zum ersten Mal eigenständig aufgestellt werden und so der gewachsenen Bedeutung des evangelischen Bevölkerungsanteils Rechnung tragen. Dabei ist die Diskussion um den Fortbestand vieler katholischer Kliniken im Oldenburger Münsterland nur eine wichtige Frage im Hintergrund. Beratung und Hilfestellung werden in Wendezeiten verstärkt nachgefragt, sodass die seit 20 Jahren wachsende diakonische Beratungstätigkeit um ein psychologisches Angebot erweitert werden wird.

Die Neu-Ausrichtung der Ökumene zu den katholischen Geschwistern ist im Hinblick auf das Jubiläumsjahr der Reformation 2017 und den massiven Rückgang katholischer Pfarrstellen ein ebenso wichtiges Thema wie die Kontaktpflege zu evangelischen Freikirchen, die zum Teil von Deutschen aus der ehemaligen UdSSR gegründet wurden. Hier hat die evangelische Kirche eine wichtige Vermittlerrolle zwischen Etablierten und neu Zugezogenen und wird in dieser Rolle verstärkt angefragt. Die Frage religiöser Bildung stellt sich dabei besonders drängend, wenn eine eigene evangelische Erwachsenenbildung fehlt, obwohl viele Gemeindeglieder mit Migrationshintergrund nie Religionsunterricht oder Konfirmandenzeit erleben durften.

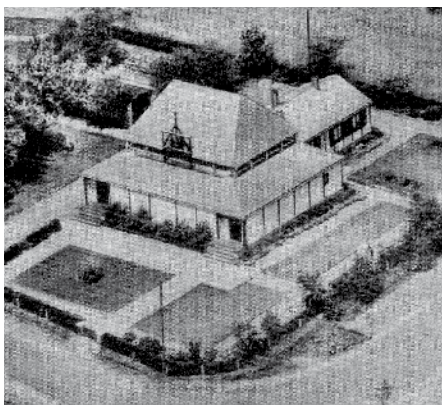
Außerdem stehen einer großen Zahl katholischer Schulen nur zwei evangelische Schulen in Vechta und Cloppenburg

gegenüber. Dabei bieten viele Schulen im Oldenburger Münsterland mit hoher Verlässlichkeit einen durchgehenden zweistündigen Religionsunterricht pro Woche an und nutzen gerne das Angebot von vielfältigen Schulgottesdiensten. Doch ist das keine Selbstverständlichkeit, sondern enger Kontakt zu den Schulen und viel Einsatz von allen Beteiligten sind notwendig, um dieses Niveau zu halten.

Wendepunkte haben die evangelischen Kirchengemeinden im Oldenburger Münsterland fortlaufend geprägt und die Wendezeiten halten an. Dabei erleichtert die Auseinandersetzung mit einem mehrheitlich nicht evangelischen Umfeld sicherlich die Profilbildung. Und diese Profilbildung ist geboten, denn in ökumenischen Gesprächen und in Kontakt mit vielen Menschen mit und ohne christlichen Hintergrund sind wir angefragt, offen und klar die Botschaft unseres eigenen Glaubens zu vertreten. Hierbei hilft der Versuch nicht, es allen recht zu machen. Dies ist auch unmöglich, wenn man die vielen Interessen und die unterschiedlichen Hintergründe der evangelischen Christinnen und Christen im Oldenburger Münsterland bedenkt. Im Gegenteil, es werden klare Aussagen zu Glaubensfragen erwartet, egal ob es vor Jahren um die Frage des Kopftuches im Gottesdienst ging oder heute die fehlende Kirchenmitgliedschaft bei Kasualien als Chance oder Hindernis gesehen wird.

Hier sind wir aufgefordert, selbstbewusst unsere evangelische Stimme einzubringen und bei allen Veränderungen und Wendezeiten uns aufgrund unserer Botschaft zu positionieren.

*Kreispfarrer Michael Braun*



*Im evangelischen Kindergarten in Lohne*

*Der Kirchen-Neubau in Garrel*



# „Ja, das ist jetzt unser Zuhause“

Russlanddeutsche haben in der Kirchengemeinde Oldenburg-Krusenbusch eine neue Heimat gefunden

**Wendepunkte? Davon können gerade in Oldenburg-Krusenbusch eine Menge Menschen erzählen. Nachdem der Stadtsüden in den 1940er Jahren zur neuen Heimat für viele geworden ist, die im Krieg alles verloren hatten, erlebte der Stadtteil nach der Öffnung des „Eisernen Vorhangs“ einen zweiten Boom. Viele Russlanddeutsche konnten sich hier den Traum von einem neuen Leben verwirklichen. Anke Brockmeyer hat zwei von ihnen getroffen.**



Anastasia Gavner

## „Es hilft, die gleichen Wurzeln zu haben“

Anastasia Gavner ist angekommen. In einem neuen Land, einer neuen Sprache, neuen Sitten und Gewohnheiten. Manchmal aber, sagt sie, sei sie immer noch fremd. „In Russland waren wir die Deutschen, hier sind wir für einige immer noch die Russen.“ Dabei lebt die 30-Jährige seit fast zwanzig Jahren in Deutschland, spricht die Sprache perfekt, ist eine emanzipierte junge Frau.

Als ihre Familie aus Omsk nach Deutschland zog, war Anastasia Gavner zwölf Jahre alt und eher aufgeregt als ängstlich. „Ich war ein Kind und einfach nur gespannt, was da auf mich zukommt. Dass ich mich von Freundinnen und Freunden, von der vertrauten Umgebung trennen muss, wurde mir erst beim Abschied klar.“ Ihren Eltern allerdings, die so viel zurückließen, um sich und ihren Kindern eine bessere Zukunft zu ermöglichen, zollt sie höchsten Respekt. „Mit Anfang, Mitte Dreißig war es ja viel schwerer, noch mal von vorn anzufangen.“

Einige Verwandte lebten bereits im Westen, sie halfen der Familie bei der Wohnungssuche und besorgten dem Vater schnell einen Job. Dank dieser Hilfe waren sie nur wenige Tage im Übergangslager in Bramsche. Die Familie zog in den Westwald, auf Anastasia wartete der erste Tag in der Schule. „In Russland ist dieser Tag etwas ganz Besonderes. Man kauft vorher hübsche Kleider und neue Schuhe. Als ich die Kinder in meiner neuen Klasse sah, glaubte ich, sie seien alle viel ärmer als wir – sie trugen überhaupt keine schicken Sachen. Dann wurde mir klar, dass das hier einfach nicht üblich ist. Zum ersten Mal wurde ich aus meinem ‚Märchen Deutschland‘ rausgeworfen – und trug jahrelang

nur noch Hosen.“ Heute kann sie darüber lachen, damals aber saß der Schock, so offensichtlich anders zu sein, tief. Doch die meisten Klassenkameraden machten ihr den Einstieg leicht. Am Anfang unterhielten sie sich mit Händen und Füßen, denn Anastasia sprach noch kein Wort Deutsch. Aber das änderte sich schnell. „Ich hatte ja gar keine Wahl – alle außer mir sprachen nur Deutsch.“ Im Rückblick empfindet sie das als großen Vorteil: Später wechselte sie die Schule und kam in eine Klasse mit mehreren Russlanddeutschen, die untereinander Russisch sprachen. „So seltsam es klingt: In der anderen Klasse fühlte ich mich viel mehr integriert. Plötzlich gab es zwei Gruppen, und ich musste mich entscheiden, wohin ich gehören will – eine Entscheidung, die ich gar nicht treffen wollte.“

Vor fünf Jahren hat Anastasia Gavner per Internet-Chat ihren jetzigen Mann kennengelernt, er kommt aus Kasachstan, war – wie sich später herausstellte – zur gleichen Zeit im Übergangslager in Bramsche wie sie. Schicksal oder Zufall? „Schicksal“, ist sie überzeugt. „Aber damals waren wir wohl noch zu jung, um uns zu begegnen.“ Es ist hilfreich, dass ihr Mann ähnliche Wurzeln hat wie sie selbst, hat sie festgestellt: „Wir haben in vielen Dingen die gleichen Ansichten.“ Heimweh nach Russland hat sie nicht, Deutschland ist für sie über all die Jahre zur Heimat geworden. Dennoch möchte sie gern mal wieder dorthin, wo sie aufgewachsen ist, und auch ihren beiden Töchtern das Land ihrer Kindheit zeigen. „Meine Kinder sollen unbedingt den russischen Winter mit viel Schnee und den wunderschönen verschneiten Landschaften kennenlernen“, wünscht sie sich.

Anke Brockmeyer



## Ein entwurzeltes Leben

„Es ist ein Wunder. Wenn ich überlege, was ich alles erlebt habe, und dass ich doch so alt geworden bin.“ Nachdenklich schüttelt Helene Schott den Kopf. 87 Jahre alt ist sie, und wenn sie erzählt, denkt der Zuhörende tatsächlich manches Mal: Was man alles so aushalten kann!

Das Leben von Helene Schott ist die Geschichte einer Russlanddeutschen. Ein Schicksal, wie es viele erlebten und erlitten, und das doch in seiner Brutalität und Menschenverachtung immer wieder erschreckt.

Sie ist in Sibirien geboren, die Eltern sind arm, aber den Staat kümmert das nicht. „Sie nahmen fast alle unsere Tiere mit. Mein Vater tröstete meine Mutter: ‚Barbara, wir haben doch wenigstens noch die Kuh und das Rind. Bald haben wir vielleicht ein Kälbchen, dann wird es wieder besser.‘ Am nächsten Tag kamen die Leute zurück und holten auch das Rind.“ Helene Schott erzählt nüchtern, heischt nicht um Mitleid, spricht von einer Zeit, in der es manchmal nur zu überleben galt.

Gemeinsam mit ihren Geschwistern wuchs sie in einem Dorf im Bezirk Halbstadt auf, viele Russlanddeutsche wohnten in den kleinen Gemeinden dort. Schon die Kleinen lernten, was arbeiten heißt. Sie mussten auf dem Feld helfen, für Schule war nur selten Zeit.

Dann, im November 1942, waren die Russlanddeutschen nach dem Einmarsch der deutschen Soldaten in Russland nicht mehr gelitten. In Viehwaggons gepfercht wurden sie noch weiter in den Norden gebracht, in ein Lager nahe Irkutsk. „Nicht selten war es hier minus 50 Grad, wir mussten im Wald arbeiten, Holz machen.“ Manchmal standen sie bis zum Bauch in eisigen Schneewehen ohne die Möglichkeit, am Abend die nassen Kleider zu wechseln. „Es gab Normen, die wir erreichen mussten. Schafften wir das nicht, gab es kein Brot für uns. Die Ziele waren so hoch gesetzt, dass wir sie fast nie erreichten.“ Also war die tägliche Fischsuppe, die überwiegend aus Wasser, ein paar Rüben und Fischgräten bestand, die einzige Nahrung. „Viele sind an der

harten Arbeit und dem Hunger gestorben.“ Doch Helene Schott hatte Glück: Eines Tages bekam sie eine Zahnentzündung und musste ins Krankenhaus. Dort fragte man sie, ob sie nicht bleiben und dort arbeiten wollte. „Und natürlich habe ich Ja gesagt – die Arbeit war zwar auch hart, aber es war zumindest wärmer.“

Dezember 1946: Wieder ein Viehwagon, wieder eine Reise ins Ungewisse. „Wir freuten uns, weil wir glaubten, wieder nach Hause zu kommen. Tatsächlich aber wurden wir nach Mittelasien gebracht, um in der Uran-Industrie zu arbeiten.“ Weil dem Staat klar war, wie gesundheitsschädlich die Arbeit war, wurden die Arbeiter dort immerhin gut versorgt. Zum ersten Mal muss Helene Schott keinen Hunger mehr leiden.

Jahrelang bleibt sie mit ihrem Mann dort, gründet eine Familie und hält all

die Jahre den Kontakt mit einer Cousine, die schon 1977 nach Deutschland ausreisen konnte. „Irgendwann hat sie uns eingeladen. Wir sollten sehen, ob es uns hier gefiel, und dann auch übersiedeln.“

Helene Schotts Sohn geht nach dem Fall der Mauer 1989 als erster, ein Jahr später folgt die übrige Familie. Fast ein Vierteljahrhundert lebt sie jetzt in Oldenburg. Helene Schott hat auf die Enkel aufgepasst, damit ihre Kinder arbeiten und sich ein neues Leben aufbauen konnten. „Wir haben sie mit unserer Rente unterstützt – wir selbst haben ja nie viel gebraucht“, sagt sie. Ein Leben ohne Wurzeln, hin und her getrieben vom Schicksal. Und Oldenburg? Ist das eine neue Heimat geworden? Sie nickt, es scheint, als sei sie leicht erstaunt über die Frage. „Ja. Das ist für uns alle jetzt zu Hause.“

Anke Brockmeyer



Helene Schott

# Liebe Leserinnen, liebe Leser,



„Dreht euch nicht um,  
der Plumpsack geht rum!  
Er geht um den Kreis,  
dass niemand es weiß.  
Wer sich umdreht oder lacht,  
kriegt den Puckel vollgemacht!“

Umwenden – Wendepunkte – ich erinnere mich noch gut an die Gefühle, die ich bei diesem Kinderspiel mit diesem Liedchen hatte. Nur verstohlen versuchte ich, mich umzublicken, ob hinter mir das fallen gelassene Taschentuch liegen würde. Ich erinnere mich auch an meine Angst davor, den „Puckel“ verhaufen zu bekommen. Kleine unvergessene Momente in meinem Leben, entstanden beim Spielen. Eine Sehnsucht nach diesem Spiel habe ich nicht, denn die Heimlichkeiten hinter meinem Rücken mag ich bis heute nicht. Gibt es sie, sind sie oft prägend.

Vielleicht ist es pädagogische Absicht dieses Spiels, sich schon als Kind einzuüben in An-gelegenheiten, die hinter einem geschehen. Habe ich mich mit diesem Spiel in meiner Kindheit auch eingeübt in Glaubensfragen? Was passiert, wenn ich mich umdrehe? In der Bibel finde ich eine Geschichte, die erzählt davon, was passiert, wenn man – oder eben frau – sich umdreht. Sie bekommt nicht nur „den Puckel vollgemacht“, sie erstarrt zur Salzsäule. Die Geschichte ist schnell erzählt: (1. Mose 19,1-29)

Zwei Engel – später wird von ihnen nur noch von Männern gesprochen – kommen nach Sodom. Lot, der Bruder Abrahams, nimmt sie auf in sein Haus. Die Bewohner der Stadt wollen nicht, dass die Fremden bei Lot und seiner Familie wohnen. Also bedrohen sie Lot, der so gern mit den Leuten der Stadt verhandelt hätte. Die beiden fremden Männer ziehen Lot in sein Haus, als die Leute der Stadt Lot Gewalt

antun wollen. In Lots Haus kündigen die beiden fremden Männer an, die Stadt mitsamt den Einwohnern zu vernichten. Schnell warnt Lot wenigstens die Männer der Stadt, die seine Töchter heiraten sollten. Am nächsten Morgen werden Lot, seine Frau und die beiden Töchter zur Flucht aus ihrem Haus von den beiden fremden Männern gedrängt. Die Stadt kaum hinter sich gelassen, liegt sie in Schutt und Asche. Den Ort, in dem Lots Familie gelebt, geliebt, gearbeitet, die Kinder gespielt haben, ist nicht mehr. Die Frage drängt sich auf: Wo ist Gott, der Segen und Land (also ein Zuhause) und Nachkommenschaft verheißen hat?

Ich lese in meiner hebräischen Bibel und mache eine ungeheuerliche Entdeckung in den Anmerkungen: Lots Frau hat sich nicht nach der Stadt umgeschaut, sondern sie hat sich nach Gott umgeschaut. Danach ist sie zur Salzsäule erstarrt. Mehr steht in der Geschichte nicht.

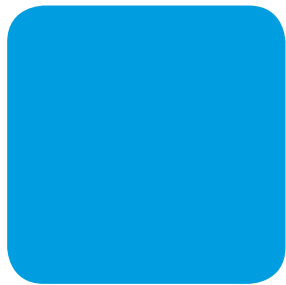
Jetzt sind die Leserinnen und Leser dieser Geschichte gefragt. Hat Lots Frau der Verheißung Gottes, Seiner Nähe nicht getraut? Brauchte sie eine Vergewisserung darüber, dass Gott auch auf ihrer Flucht hinter ihnen hergeht? Hat Lots Frau die beiden fremden Männer gesucht und Gott gesehen? Eine Antwort gibt die Bibel nicht. Mit der Suche nach Antworten beginnen wir, uns unsere Geschichten zu erzählen, das müssen wir auch! Unsere Geschichten vom Umwenden – von Wendepunkten sind immer auch Geschichten von offener und erfüllter Verheißung. Und in jeder dieser Geschichten bleibt Gott ein Geheimnis. Dieses bleibt, bis wir schauen von Angesicht zu Angesicht.

*Annette-Christine Lenk, Oberkirchenrätin*

## Gesprächswunsch?

Haben Sie ein Thema, über das Sie mit Kirchenvertreterinnen und -vertretern öffentlich ein Gespräch führen möchten, dann melden Sie sich bitte. Für die kommenden Ausgaben von „horizont E – Das evangelische Magazin im Oldenburger Land“ suchen wir für die Seiten 4 bis 6 noch Themenwünsche und Gesprächspartnerinnen und -partner.

Wir freuen uns über Vorschläge per E-Mail unter: [presse@kirche-oldenburg.de](mailto:presse@kirche-oldenburg.de) oder per Telefon: 0441-7701-191.



# Freiwilligendienste FSJ & BFD



**Diakonie**   
im Oldenburger Land



Jetzt bewerben!  
[www.fsj-ol.de](http://www.fsj-ol.de)  
Tel. 0441/21001-76



## Bleibt alles anders

Wendepunkte im Leben, in der  
Kirche und in der Gesellschaft



Erinnerung ohne Wert?  
Professorin Dagmar Freist über die  
Bedeutung von Gedenktagen



„Meine Zeit sehr  
bewusst gelebt“  
Zum 100. Geburtstag ein Gespräch  
mit Pastor i.R. Hans von Seggern